

Jens Winter
Im langen Sommer geboren

Roman

XS-Verlag

1. Auflage 2025
Originalausgabe

© XS-Verlag, Berlin 2025

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags, der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert, verarbeitet oder verbreitet werden.

XS-Verlag, Berlin
Moritz Liewerscheidt, Silbersteinstraße 63, 12051 Berlin
kontakt@xs-verlag.de

Satz: Silberstein Produktion
Umschlagentwurf: Jenny Dam, unter Verwendung einer Fotografie von
Moritz Liewerscheidt aus dem Laidak
Druck: CPI
Printed in Germany

ISBN 978-3-944503-28-8

Meinen Geschwistern gewidmet

*Daß ein gutes Deutschland blühe
Wie ein andres gutes Land.*

Bertolt Brecht: Kinderhymne

I

Ich sitze im Laidak und trinke einen Espresso. Der Himmel ist grau. Ich habe ein schwarzes Polo an, wie immer, und meine Haare ordentlich zu einem Seitenscheitel frisiert. Ich bin aufgewühlt. Als ich vorhin die Sonnenallee entlanglief, wurde ich von einer Gruppe Jungen beleidigt. Sie sagten, ich sehe aus wie eine Schwuchtel. Ich habe meinen Stoffbeutel ganz fest an mich gedrückt und bin richtig schnell zum Laidak gelaufen.

Ich denke daran, dass mittlerweile auch viele Expats ins Laidak kommen. Viele wissen wohl gar nicht, dass das Laidak ein linker Laden ist. Ich muss husten. Wie immer ist es schon schrecklich verraucht hier, obwohl es erst ein Uhr mittags ist.

Das Laidak ist eine Kneipe in Berlin-Neukölln, in der es eigentlich aussieht wie in jedem anderen linken Laden. Alles ist ein bisschen schmutzig und aus Holz, die Sofas sind abgewetzt und überall kleben rote und feministische Sticker. Ein Stück Wand ist so vollgekritzelt, man könnte meinen, das sei ein Gemälde von Richter oder Baselitz dort, also, wie sie im Bundestag hängen. Und deshalb würde auch nur ein Idiot nicht kapieren, dass das Laidak ein linker Laden ist, aber ich habe mir eigentlich abgewöhnt, mich über sowas aufzuregen.

Wenn es dunkel wird, dann stellen sie hier Kerzen in alten Weinflaschen auf die Tische, und der ganze Raum,

die verstaubten Bücherregale und Holztische sind in ein flackerndes, goldenes Leuchten getaucht. Das ist irgendwie schön. Man kann sich die Atmosphäre dann ungefähr vorstellen wie auf Gemälden aus dem Mittelalter, die gleichzeitig dunkel sind und so merkwürdig leuchten, wie *Die Nachtwache* von Rembrandt.

Das Einzige, das mich stört, ist der Zigarettenqualm, das habe ich schon gesagt. Und ich mag das überhaupt nicht, seitdem ich aufgehört habe zu rauchen.

Bevor ich ins Laidak bin, war ich in Modulor material total in Kreuzberg, um mir ein Notizbuch zu kaufen. Ich hatte heute morgen nämlich Therapie, und da hat mir meine Therapeutin geraten, meine Phantasien aufzuschreiben. Sie könne mein schwieriges Verhältnis zu meinem Geburtsort nicht nachvollziehen, sagte sie, und dass ich es einmal mit Schreiben probieren solle.

Modulor material total oder einfach nur Modulor ist ein Bastelladen und in der Regel gehe ich nie in solche Läden, denn ich bin weder Kunststudent noch Architekt, und darüber bin ich eigentlich auch ganz froh.

Als ich aus der U-Bahn emporstieg, sauste ein kalter Ostwind über den Moritzplatz, und ich zog den Reißverschluss meiner Fleece-Jacke hoch. Die Jacke ist von Jack Wolfskin und eigentlich bildet sie das Innenfutter einer Outdoor-jacke, den Hardshell habe ich mal meinem Vater geschenkt. Ich kann mich auch nicht erinnern, warum eigentlich, aber im Grunde bin ich froh, nur noch das Fleece zu besitzen, denn ich könnte niemals einen Hardshell von Jack Wolfskin oder North Face tragen und aussehen wie ein Frankfurter Autonomer.

Das Gebäude, in dem sich Modulor befindet, ist ein moderner, scharfkantiger Betonklotz mit vielen rechteckigen Fenstern. Und weil das Verhältnis von Beton und Fenstern an der Vorderseite sehr zugunsten des Betons überwiegt, hat das Haus fast etwas Bunkermäßiges. Mir gefällt das, denn Brutalismus ist neben Bauhaus eigentlich der einzige Baustil, den ich mag. Mit meinem Freund Pois bin ich deshalb sogar extra mal nach Tel Aviv geflogen, wegen der schönen Bauhäuser dort, aber nicht nur deshalb eigentlich. Schon lange wollen wir außerdem eine Osteuropa-Tour machen, und in jeder Stadt mit einem brutalistischen Denkmal aus der Sowjetunion wollen wir Halt machen. Solche, deren scharfe Kanten steil aus der Erde schießen, entweder vor einer endlosen Ödnis oder vor einer Gewerkschaftszentrale mit tausend Fenstern, wobei man überhaupt nicht weiß, was so viele Leute in einer Gewerkschaft eigentlich genau arbeiten. Irgendwie haben wir das aber doch nie gemacht, Pois und ich, also die Osteuropa-Tour. Dafür war es in Tel Aviv richtig schön.

Außer Modulor sind in dem Haus am Moritzplatz noch andere Unternehmen untergebracht. Und weil auch der Aufbau-Verlag dort seinen Sitz hat, heißt es auch »Aufbau-Haus«, glaube ich. Bevor ich hineinging, sah ich auf der anderen Straßenseite das Plakat eines mittelständischen deutschen Unternehmens. Darauf war eine junge Frau abgebildet. Sie hatte zwei Regenbogenfahnen auf ihre Wangen gemalt und strahlte so richtig, um zu zeigen, wie bunt und vielfältig hier alles ist.

Als ich Modulor betrat, war ich überfordert. Das Licht war grell und viele Menschen liefen zwischen neonfarbenen Gegenständen umher. Alle trugen bunte Oberteile aus

Baumwolle, enge Jeans und saubere weiße Turnschuhe. Die meisten hatten Brillen auf der Nase und waren ausgesprochen schmal. Und ich weiß auch nicht, aber irgendwie erinnerten mich diese Leute alle an Christoph Amend, den ehemaligen Chefredakteur vom ZEIT-Magazin. Denn auch Amend trägt ja immer Outfits aus Baumwolle, hat so eine Professoren-Brille und ein ganz unschuldiges Gesicht. Die Sache ist aber, dass gerade, weil er so unschuldig guckt, da natürlich etwas faul ist.

Ich selbst würde Amend dabei gar nicht kennen ohne meinen Freund Patrick. Er ist nämlich ein ganz großer Fan von Podcasts und ich glaube, da hört er sich auch immer den von Amend an, weil er so gut den Neoliberalismus analysiert. Eventuell verwechsle ich den Podcasts aber auch mit dem von Wolfgang M. Schmitt. Ich selbst höre sowas eigentlich nicht, weil ich das idiotisch finde, jemandem so lange zuzuhören. Außerdem habe ich nie genau verstanden, was der Neoliberalismus eigentlich sein soll.

Während ich darüber nachdachte und die Amends um mich herum musterte, war ich im Möbelbereich angelangt, der sich im ersten Stock befindet. Der Möbelbereich von Modulator ist durch Glaswände vom restlichen Laden getrennt, alles ist ein bisschen dumpf dort und ausgesprochen ruhig. Die Möbel dort waren alles Designerstücke, Eierstühle und Klickregale, und ziemlich teuer. Mir fiel auf, dass sich außer mir nur eine andere Person hier befand. Also, es war niemand sonst da, nur dieser Mann und ich. Und natürlich sah auch er haargenau wie Christoph Amend aus. Auch er trug eine Hornbrille, wie ich auch übrigens, aber so eine neumodische, mit durchsichtigem Rand, und ich dachte sofort, dass ich ihn durchschaue und hinter seine linksliberale

Niedlichkeit sehe. Er war dünn und ich würde wetten, er war Sozialwissenschaftler oder Architekt oder so, und trug eine Barbour-Jacke. Ich beschloss, mir den Typen genauer anzusehen. Er bemerkte meinen Blick, und das Verrückte war, dass er ihm überhaupt nicht auswich. Normalerweise schauen Leute nämlich immer weg, wenn ich sie ansehe, doch dieser Mann guckte einfach zurück. Das war fast schon ein wenig unheimlich.

Ich dachte daran, dass Pois solche Typen immer Lochjungen nennt. Das Konzept hat er sich einmal ausgedacht, als wir noch zusammen in Neukölln unterwegs waren. Da waren wir immer in so Läden wie dem O Tannenbaum, Internet Explorer, in der Tennis Bar oder Sameheads, und da gibt es massenhaft Lochjungen. Pois hat das einmal so erklärt: Lochjungen sind eigentlich schon erwachsene Männer, die überhaupt keine Mimik besitzen und einen immer aus irgendeiner Ecke heraus anstarren. Und weil deren Augen aussehen wie zwei abgründige, schwarze Löcher, wenn sie so glotzen, hat Patrick diese Jungen Lochjungen genannt. Ich glaube, ein anderes Mal hat er auch Echsen gesagt.

Und genau so ein Lochjunge mit Echsenblick war dieser Typ mit der Hornbrille, der neben mir im Möbelbereich stand. Mir fiel auf, was für eine unglaublich hohe Stirn er hatte. Ich wendete mich ab, weil mir das nun irgendwie lästig war, wie er mich ansah. Trotzdem konnte er mich nicht einordnen, da war ich mir sicher. In meiner Fleece-Jacke sehe ich nämlich aus wie ein Rentner, und das versteht dieser Typ nicht, was das bedeutet.

Obwohl ich Lust hatte, noch ein bisschen über ihn nachzudenken, sah ich nicht noch einmal in seine Richtung.

Stattdessen verließ ich den Möbelbereich und ging zum Schreib- und Notizpapier. Dort fand ich ein sehr anständiges Notizbuch, es war schwarz und seine Ecken waren nicht abgerundet, wie die der anderen.

Nachdem ich Modulor verlassen hatte und noch einmal einen Blick zurück auf das Aufbau-Haus warf, dachte ich daran, dass der Aufbau-Verlag ja sowas wie der Staatsverlag der DDR gewesen war. Und wie alle DDR-Organisationen hatten auch die Verlage dort immer ganz positive, zukunfts-trächtige Namen wie Neues Leben, Neues Deutschland oder eben Aufbau. Weil in der DDR ja alles immer hoffnungsvoll klingen musste. Und die ganzen Remigranten und Antifaschisten, die nach dem Krieg in den Osten gingen, haben das alles geglaubt.

Aus dem Vorderraum kann ich hören, wie der Barkeeper telefoniert. Er will anscheinend gerade einen Deal oder so einfädeln. Das kriege ich mit, weil er so betont leise und geheimnisvoll ins Telefon spricht, und er gerade deshalb auffällig ist. Außerdem ist das Laidak noch immer leer.

Der Typ, also der Barkeeper, ist so ein mitdreißiger, schlecht rasierter Linker. Als ich reinkam, hatte er seinen Tabak und sein Drehzeug über den gesamten Tresen verteilt. Dass ich schon vor der Öffnung vor dem Laden gestanden hatte, hat ihm gar nicht gefallen, aber wahrscheinlich hätte es ihm auch nicht gefallen, wenn ich zu irgendeiner anderen Zeit vor dem Laden gestanden hätte. Sicherlich hasst er es, Leute zu bedienen. Dabei sieht er aus, als ob er im Laidak geboren wurde.

Ich höre, wie er im Flüsterton in sein Handy raunt. Was ich verstehe, klingt in etwa so, dass man dieses oder jenes

eben aushalten müsse, wenn man diese oder jene Geschäfte mache. Anscheinend geht es um Olivenöl und dass er sehr viel davon besorgen könne.

Ich will mir einen Ruck geben und mit dem Schreiben beginnen, da betritt tatsächlich jemand das Laidak. Es ist ein Typ, das sehe ich, und er trägt eine rosa Baseballmütze, so ein Five-Panel-Modell, auf der in glitzernden Buchstaben »mouse« eingestickt ist, einen Silberohrring und unter einer etwas zu breiten Lederjacke ein khakifarbenes Hemd. Außerdem hat er lackierte Fingernägel. Er sieht wie ein furchtbar anstrengender Kunstmensch aus, denke ich, oder er ist einfach ein Expat. In Wirklichkeit weiß ich aber, dass Michel kein Künstler ist. Höchstens ein Expat ist er, das kann man schon sagen.

Ich beobachte, wie er sich an der Bar etwas bestellt. Das ist komisch, denke ich, dass er hierherkommt. Aber immerhin waren wir schon früher oft zusammen hier.

Es ist schon eine Weile her, dass Michel und ich uns kennenlernten. Vor Corona saßen wir immer zusammen bei Sahara, so einem sudanesischen Imbiss, und haben Falafel mit schrecklich schwerer Erdnusssoße gegessen. Eigentlich jedes Mal haben wir uns über Artikel aus dem ZEIT-Feuilleton gestritten. Wir sahen eigentlich immer alles kritisch, was dort geschrieben stand, aber gelesen haben wir es trotzdem, weil es das deutsche Bürgertum so gut abbildet. Ich glaube, so drückten wir uns aus. Ich habe dann immer gesagt, dass wir auch mal die Süddeutsche lesen sollten, denn da wäre alles noch viel deutscher, aber dafür hat sich Michel irgendwie nie interessiert.

Mir ist noch immer nicht ganz klar, ob er mich beim Reinkommen gesehen hat. Ich schaue kurz nach draußen auf

den Platz vor dem Laidak, der übrigens ein ganz schlimmer Platz ist. Die Leute, die ihn konzipiert haben, wahrscheinlich irgendwelche Grünen, Linken oder SPDler, scheinen öffentliche Toiletten wirklich für sowas wie die wichtigste Errungenschaft der Zivilisation zu halten, denn eigentlich alles an diesem Platz ist heruntergekommen, nur die Toilette nicht, die hat sogar eine beleuchtete Stadtkarte.

Vor der Toilette kann man gerade einem Obdachlosen dabei zusehen, wie er sich irgendetwas durch die Nase zieht. Das ist sicherlich Crack, denke ich. Währenddessen beobachte ich im Augenwinkel Michel, wie er irgendwie sehr lange mit dem Barkeeper spricht, wobei er immer wieder so komisch mit dem Kopf nach hinten in meine Richtung zeigt. Dann kommt er tatsächlich ins Hinterzimmer.

Michel muss hier wohl Urlaub machen, denn seit vier Jahren wohnt er schon nicht mehr in Berlin, sondern in Berkeley. Dort macht er einen Ph.D., das ist sowas wie ein Doktor, in Berkeley. Ich glaube, er schreibt über Genozide, vielleicht war es aber auch Sklaverei. Hundertprozentig sicher bin ich mir nicht. Vor vier Jahren hatten Michel und ich nämlich einen großen Streit, und seitdem haben wir eigentlich keinen Kontakt mehr. Trotzdem weiß ich, dass er noch immer regelmäßig nach Berlin kommt. Seinem Instagram nach zu urteilen, so oft er kann.

Wir grüßen uns und tun beide sehr überrascht, dass wir hier sind. Michels blaue Augen sind auf so eine merkwürdige Weise matt, das war früher schon so. Er fragt mich, was ich hier mache. Ich zeige ihm ein Buch, das vor mir auf dem Tisch liegt. »Interessant«, sagt er – dabei bin ich mir sicher, dass er es nicht kennt.

»Ist das diese neue Marx-Lektüre?«

»In etwa.«

Ich frage ihn, seit wann er wieder in Deutschland ist, um nicht weiter über das Buch reden zu müssen. Michel macht so eine gewundene Armbewegung, als würde er sich strecken: »Das ist eine lange Geschichte.«

Ich ziehe eine Augenbraue nach oben.

»Aber hey«, sagt er plötzlich, »ich wollte eigentlich etwas arbeiten.«

Während er das sagt, bewegt er seinen Kopf so hin und her, und zwar so nach dem Motto, als ob das jetzt irgendwie frech oder keck wäre, was er gerade sagt. Auch das hat er früher schon so gemacht. Michel sagt, dass er sich zum Arbeiten nach vorne setzen würde, hier hinten sei es so verraucht.

Nachdem er nach vorne gegangen ist, fällt mir auf, dass noch eine dritte Person mit uns im Laidak sitzt. Sie muss kurz nach Michel gekommen sein, das habe ich gar nicht bemerkt. Sie sitzt an einem Tisch direkt neben dem Fenster und hat den Rücken zu mir gekehrt. Auch sie schaut nach draußen auf den Platz vor dem Laidak. Dort kann man dem Obdachlosen mittlerweile dabei zusehen, wie er in das Pissoir von der öffentlichen Toilette ein Geschäft erledigen möchte. Das sieht ziemlich eklig aus, denke ich, denn man sieht so richtig einen braunen Sprühregen, der aus seinem Hintern herausspritzt. Ich schaue zu dem Typen am Fenster und frage mich, was schlimmer ist, in ein Pissoir zu kacken oder jemandem dabei zuzusehen, aber ich denke mir sofort, was für ein absolut blödsinniger Gedanke das ist, und lasse das schnell wieder sein.

Der Typ am Fenster trägt ein Fred-Perry-Polo, enge schwarze Jeans, Turnschuhe von New Balance und einen akkuraten Kurzhaarschnitt. Seine Harrington hat er über die Stuhllehne gehängt. Dieser Stil, also Fred-Perry-Polo

und Turnschuhe, ist ja so ein bisschen die Uniform von den Gästen hier, aber auch das ist mittlerweile eigentlich anders. Wenn man es nicht besser wüsste, könnte man meinen, das sei jemand von der Identitären Bewegung, wenn man dem zufällig auf der Straße begegnen würde. Aber das ist natürlich schrecklich oberflächlich, sowas zu denken.

Als der Typ zurückschaut, wende ich meinen Blick ab. Er fällt direkt vor mir auf den Tisch. Neben dem Espresso liegen dort das Buch und das Notizheft, außerdem ein alter Bleistift, der noch von meinem Vater sein muss. Auf dem hölzernen Kneipentisch sieht die Sammlung von Gegenständen fast ein wenig hübsch aus, denke ich, als ob das mein Leben wäre oder so, doch finde ich den Gedanken im selben Moment furchtbar kitschig und verbitte mir ihn.

Im Vorderraum sehe ich Michel, wie er vor seinem Laptop sitzt. Daneben hat er seinen Cappuccino gestellt. Ich beobachte ihn, wie er sich über seinen Rechner beugt, irgendetwas tippt und gedankenverloren einen Schluck aus der Tasse nimmt. Und da steigt so ein ganz komisches Gefühl von Zuneigung in mir auf, so eine, die man immer verspürt, wenn man jemandem dabei zusieht, wie er sich mit sich selbst beschäftigt.

Ich schiele hoch zu den Bücherregalen, die im Laidak die Wände säumen. An der Wand hängt ein vergilbtes Plakat von einer Veranstaltung mit Magnus Klaue, auch eine alte Zeitschrift sticht mir ins Auge. Sie ist so aufgestellt, dass man ihr Cover sehen kann, und darauf sind Männer abgebildet, die in Anzügen unter Glaskuppeln auf so etwas wie Motorrollern fahren, jeder von ihnen unter seiner eigenen Kuppel, und alle sind ganz isoliert voneinander. Darüber steht der Schriftzug »Der Erreger«.